

Dr. Ben Carson
mit Gregg A. Lewis

Das Ziel heißt Leben!

SCM Hänssler

Inhalt

Vorwort	6
Einführung	9
1. Ihr Leben steht auf dem Spiel	13
2. Riskieren oder nicht riskieren?	23
3. Wann <i>ist</i> es das Risiko wert?	41
4. Leben ist immer lebensgefährlich	53
5. Die Wahrheit über Risiken	67
6. »Gefährdete« Kindheit	87
7. Um Haaresbreite	101
8. Risiken, die mein Leben für immer veränderten	113
9. Vier einfache Fragen zur Risikoanalyse	135
10. Glaube ist immer ein Risiko	157
11. Den Glaube in einer unsicheren Welt leben	173
12. Mit Berufsrisiken umgehen	189
13. Persönliche Risiken im Angesicht des Todes	207
14. Eine Gleichung ohne Ego	223
15. Gefährliches Elternsein?	239
16. Öffentliche Risiken (und einige Lösungsansätze)	261
17. Noch größere Risiken	279
Schlussfolgerung	
Mein Rezept für eine gefährliche Welt	299
Tabea und Lea – die siamesischen Zwillinge aus Lemgo	303
Medizinisches Stichwortverzeichnis	311

Risiken, die mein Leben für immer veränderten

Da ich nur genug Geld gehabt hatte, um mich auf eine einzige Uni zu bewerben, war schon allein die Aufnahme in Yale ein echtes Risiko gewesen. Ich entdeckte aber schon sehr bald, dass in Yale zu bleiben eine noch viel größere Herausforderung in sich barg – das Risiko zu versagen.

Als ich auf dem Campus der Universität eintraf, war ich selbstsicher, vielleicht sogar etwas eingebildet. Ich hatte in der Oberschule alle möglichen Auszeichnungen gewonnen, hatte im Jahr zuvor das höchste SAT¹⁰-Ergebnis in der öffentlichen Schule von Detroit erhalten und mit einer Reihe von Anwerbern von Universitäten gesprochen, die mir erzählt hatten, wie sehr ihre Hochschulen mich haben wollten. Ich war der Meinung, Yale sollte es eine Ehre sein, mich zu haben.

Während des Essens eines Abends in der ersten Woche meines ersten Studienjahres kamen die Studenten an meinem Tisch irgendwie darauf, ihre SAT-Bewertungen zu vergleichen. Ich hörte nur zu. Neugierig. Dann schockiert. Jeder einzelne von ihnen hatte mehr Punkte erreicht als ich. Ich glaube, dieses kleine Augen öffnende Erlebnis war mein erster Hinweis, dass die Elite-schule ein riesiges Stück über dem Niveau meiner Oberschule zu Hause lag.

Trotzdem wurde mir das Risiko des Versagens erst gegen Ende meines ersten Semesters richtig bewusst. Meine alte Lernroutine aus der Oberschule – das aufgegebene Material lesen, in die Vorlesung gehen, einen Tag oder zwei vor dem Test büffeln und

¹⁰ *Scholastic Aptitude Test*: in den USA vorgeschriebener Eignungstest des Allgemeinwissens zur Aufnahme in die Universität.

meinen Einser einheimsen – funktionierte in Yale nicht gut. Jeden Tag, jede Woche spürte ich, wie ich immer weiter zurückblieb, besonders in Chemie (ein vorgeschriebener Kurs für Medizinstudenten), wo ich in einer Klasse von 600 Studenten die schlechteste Note erhielt.

Ich war so schlecht, dass ich am Ende des Semesters wusste, ich hatte nur noch eine schwache Hoffnung, ein komplettes Versagen zu vermeiden. Der Chemieprofessor hatte eine Regel: Egal welche Noten ein Student während des Semesters bekommen hatte, wenn er in der Abschlussprüfung in der Lage war zu beweisen, dass er den Stoff beherrschte, würde er alle vorherigen Noten ignorieren und nur die Abschlussprüfung zählen lassen.

Ich war mir gar nicht sicher, ob ich lernen konnte, was ich für die Abschlussprüfung wissen musste, aber ich war fest entschlossen, es zu versuchen. Wenn ich mein Chemiebuch aufschlug um zu lernen, betete ich: »Herr, ich brauche deine Hilfe! Ich habe immer geglaubt, du wolltest, dass ich Arzt werde. Aber ich kann nicht in der Fachrichtung Medizin bleiben, wenn ich Chemie verhaue. Bitte, lass mich wissen, was ich sonst tun soll, oder tue ein Wunder und hilf mir diese Prüfung zu bestehen.«

Ich verbrachte Stunden damit, Formeln und Gleichungen auswendig zu lernen und den Text durchzulesen, um zu versuchen zu verstehen, was ich das ganze Semester lang nicht begriffen hatte. Schließlich begannen um Mitternacht die Worte auf dem Papier zu verschwimmen. Ich machte das Licht aus und bevor ich einschlief, flüsterte ich in die Dunkelheit hinein: »Herr, bitte vergib mir, dass ich dich im Stich gelassen habe.«

In der Nacht träumte ich, dass ich ganz allein im Chemie-Klassenraum saß. Eine Schattenfigur trat in den Traum und fing damit an, Chemieaufgaben an die Tafel zu schreiben. Dann löste die Figur die Aufgaben, während ich zuschaute.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, erinnerte ich mich an genug von dem Traum, um aufzustehen und die Aufgaben niederzuschreiben. Einige Antworten waren undeutlich, aber an die meisten Aufgaben erinnerte ich mich mit überraschender Klarheit.

Dann duschte ich, zog mich an und ging in den Chemieunterricht, wie betäubt vor Erschöpfung und in dem sicheren Wissen, dass ich elend schlecht auf die Prüfung vorbereitet war. Aber als der Professor die Prüfungsblätter austeilte, war ich schockiert, als ich die erste Seite ansah und feststellte, dass Aufgabe Nummer eins die erste Aufgabe an der Tafel aus meinem Traum war. Ich schaute mir schnell den Rest der Prüfung durch und stellte fest, dass alle Aufgaben mit denen aus meinem Traum identisch waren.

Mein Stift flog über die Seiten. Ich wusste Aufgabe für Aufgabe die Antwort. Gegen Ende, als die Erinnerung an meinen Traum verblasste, fehlten mir einige. Als ich aber am Ende der Stunde die Prüfungsblätter abgab, wusste ich, dass ich bestanden hatte.

Nachdem ich das Klassenzimmer verlassen hatte, spazierte ich eine Stunde lang über den Campus von Yale und dachte darüber nach, was geschehen war und was es alles zu bedeuten hatte. Meiner Meinung nach hatte Gott mir wieder bestätigt, dass ich Arzt werden sollte.

»Danke, Herr«, betete ich. »Du hast mir heute ein Wunder geschenkt!« Aber ich versprach Gott auch, dies sei das letzte Mal gewesen, dass ich ihn bat, mich vor schlechten Noten zu retten. Ich würde lernen, wie man den ganzen Kurs über richtig lernt, und nicht wieder meine Noten durch Büffeln in letzter Minute aufs Spiel setzen. Und das tat ich dann auch.

An der Uni entschied ich mich auch dazu, eine andere Art Risiko einzugehen – obwohl es eine Weile dauerte, bis ich es wagte. Ich lernte Candy Ruskin kurz vor meinem dritten Jahr in Yale kennen, obwohl ich fast meine Chance auf Romantik verpasst hätte, weil ich mich so auf meine Studien und andere Verpflichtungen konzentriert hatte.

Ich hatte auf der Uni einige Rendezvous gehabt und war ab und an mit Gruppen von Freunden ausgegangen. Aber da ich schwer arbeitete, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen und die bestmöglichen

Noten zu erreichen, fand ich wenig Zeit auszugehen oder überhaupt über Frauen nachzudenken – bis ich Yale bei einem besonderen Empfang für Erstsemester aus Michigan repräsentieren sollte.

Ich konnte nicht umhin, die hübsche Frau mit dem übersprudelnden Lachen zu bemerken, die sich scheinbar mit allen unterhielt. *Das ist eine gut aussehende Frau!*, dachte ich. Ich sah zu, dass ich mich ihr vorstellte, und einige Wochen später sah ich sie über den Campus laufen. Ich lächelte und fragte sie, wie ihre Vorlesungen seien.

»Ich glaube, ich kriege lauter Einsen«, sagte sie.

Wow! ging mir durch den Kopf. *Sie muss wirklich schlau sein!*

Danach achtete ich immer darauf, kurz anzuhalten und mich mit Candy zu unterhalten, wann immer ich sie sah. Sie belegte nicht nur ebenfalls die Vorbereitungskurse für Medizin, sie spielte auch, wie ich erfuhr, Geige im Sinfonieorchester von Yale und in der Bach-Gesellschaft. *Das ist wirklich ein talentiertes Mädchen!*, schloss ich.

Vom ersten Jahr in Yale an hatte ich in einer nahe gelegenen Adventistengemeinde den Gottesdienst besucht und im Chor gesungen. Wir brauchten einen Organisten. Als Candy und ich uns eines Tages unterhielten, schlug ich ihr vor, mit mir in die Kirche zu kommen und sich um den Posten zu bewerben. Ein anderer bekam die Organistenstelle, aber Candy kam trotzdem mit mir in die Kirche und sang auch im Chor mit. Ich sah sie jetzt nicht nur regelmäßig auf dem Campus, sondern auch jedes Wochenende in der Kirche. Bald fingen wir an, eine Bibelstunde der Kirche zu besuchen und uns danach noch zu unterhalten. Trotzdem waren wir nur Freunde. Ich war zu beschäftigt mit dem Studium, um an mehr zu denken.

Während der Thanksgiving¹¹-Ferien meines letzten Studienjahres wurden Candy und ich von der Universität angeheuert, zukünftige Studenten aus Michigan zu interviewen, die hohe SAT-Ergebnisse erzielt hatten. Yale stellte uns sogar ein Mietauto zur Verfügung, mit dem wir von Stadt zu Stadt fuhren, um die

11 Erntedankfest in den USA, großes amerikanisches Familienfest.

Interviews zu führen, und natürlich verbrachten wir auch Zeit mit unseren eigenen Freunden und Familien.

Am letzten Tag unserer Reise verließen wir Detroit später als geplant. Da ich den Mietwagen bis acht Uhr am nächsten Morgen in Connecticut abgeben musste, entschieden wir uns, die Nacht durchzufahren. Da die Route überwiegend Autobahn war, machte ich mir keine großen Gedanken über das Risiko einer Nachtfahrt. Aber ich war erschöpft. »Ich weiß nicht, ob ich wach bleiben kann«, sagte ich zu Candy.

Kurz nachdem wir über die Grenze nach Ohio gefahren waren, schlief Candy ein. Ich dachte mir, dass ich ihr Gelegenheit geben sollte, ein wenig zu schlafen, bevor ich sie etwas später bat zu fahren. Etwa um 1 Uhr morgens bemerkte ich ein Schild, auf dem »Youngstown, Ohio« stand. Die Geschwindigkeitsbegrenzung war 110 km/h, aber wir hatten seit fast einer halben Stunde kein anderes Auto zu Gesicht bekommen. Also fuhr ich etwa 140 km/h, zuversichtlich, dass wir es doch noch rechtzeitig schaffen würden.

Im Auto war es warm, Candy schlief ruhig neben mir, meine Lider wurden schwer wie Blei und die gestrichelte Linie auf der Autobahn verschwamm, als ich am Lenkrad in den Schlaf driftete.

Die Vibration der Reifen, als sie auf die metallenen Leuchtstreifen zwischen den Fahrbahnen trafen, weckte mich mit einem Ruck. Im Licht der Scheinwerfer konnte ich nur die Dunkelheit einer Schlucht vor uns erkennen, die steil abfiel, und wir steuerten direkt darauf zu. Instinktiv riss ich das Lenkrad so fest ich konnte herum, um das Auto zurück auf die Straße zu zwingen. Wir hätten uns überschlagen können. Stattdessen drehte sich das Auto wild um sich selbst – immer wieder, ich weiß nicht wie oft – in die ostwärts führenden Fahrbahnen der Autobahn hinein. Szenen aus meiner Kindheit blitzten mir zusammen mit dem Gedanken durch den Kopf: *So ist es also zu sterben.*

Als wir endlich aufhörten uns zu drehen, standen wir auf der äußersten rechten Fahrbahn, mit noch laufendem Motor und in der richtigen Fahrtrichtung.

Zitternd lenkte ich das Auto auf die Standspur der Straße und

machte den Motor aus – nur Sekunden, bevor ein zu schnell fahrender riesiger Lastwagen vorbeidonnerte. »Wir leben. Gott hat uns das Leben gerettet. Danke, Gott«, sagte ich laut.

Meine Stimme weckte Candy. »Was ist los?«, fragte sie. »Warum haben wir gehalten?« Sie dachte, es stimmte vielleicht mit dem Auto etwas nicht.

»Nichts ist«, sagte ich zu ihr. »Schlaf wieder ein!«

Aber sie spürte die Spannung in meiner Stimme. »Ben, sei nicht so. Es kann nicht nichts sein, wenn wir nicht fahren. Warum hast du angehalten?«

Ich drehte den Schlüssel im Anlasser und versuchte lässig zu sein, als ich wieder auf der Straße beschleunigte. »Ach, nur eine kleine Pause ...«

»Ben! Bitte ...«

Ich fuhr wieder auf den Standstreifen, stellte den Gang auf »Parken« und machte den Motor aus. »O.K.«, seufzte ich. »Ich bin dort hinten eingeschlafen ... und ... ich dachte, dass wir sterben würden.« Ich konnte die letzten Worte kaum herausbringen.

Candy streckte ihre Hand aus und legte sie in meine. »Der Herr hat uns das Leben gerettet, Ben«, sagte sie mit Gewissheit. »Er hat Pläne mit uns.«

»Ich weiß«, erwiderte ich, genauso gewiss wie sie.

Wir schliefen in dieser Nacht keinen Augenblick mehr. Wir unterhielten uns frei und ungehindert, bis wir am Campus ankamen. Irgendwann in Pennsylvania oder New York wandte sich Candy mir zu und fragte: »Ben, warum bist du so nett zu mir? So wie heute Nacht. Ich hätte wach bleiben müssen, um dir zu helfen aufmerksam zu bleiben, aber du hast mich schlafen lassen.«

»Ich bin wohl einfach ein netter Kerl.«

»Es ist mehr als das, oder?« Sie gab nicht nach.

»Ich bin immer nett zu Studenten im zweiten Studienjahr«, neckte ich sie.

»Ben. Sei ernst.«

Das war wohl der Kernpunkt – ob ich es riskieren sollte ernst